

Unterhaltungs-Blatt.

Erscheint wöchentlich einmal als
unentgeltliche Beilage der „Ostdeutschen Presse“
und deren Separatabdrücken.



Verlag und Notationsdruck der
Gruenauerschen Buchdruckerei Otto Gruenwald.
Verantwortl. Redakteur H. Singer, Bromberg.

Bromberg, Donnerstag, den 2. April 1903.

(Nachdruck verboten.)

Ein Sünder.

Roman von W. Buchwald.

(Fortsetzung.)

Die Arbeiter, deren Urteilskraft beschränkt war, und welche nur mit dem Stabe eigenen Denkens und Handelns maßen, vermuteten in dem neu hinzugetretenen Kameraden einen, dessen Gewissen sich gleich dem ihren durch einen Diamanten nicht beschwert fühlen würde, und gerade seine Zurückhaltung, sein eifriges Schaffen schien ihnen auf einen Glücksritter hinzudeuten. Man machte ihm Andeutungen, man bot ihm Freundschaft an, und da sahen sie das Phänomen des ersten Lächelns auf diesem Männergesicht. Ja, Werner lachte, und sie glaubten, gewonnenes Spiel zu haben. Aber bald überzeugten sie sich, daß sein Lachen nur Hohn geringster Art war, welcher sie verschlechte, und mit ihrem bösen Gewissen bemerkten sie nicht, daß dieser Hohn nicht zum wenigsten ihm selbst galt.

Seine Stellung war, wie solche in der russischen Armee, eine Ausnahme. Die Arbeiter bewunderten, soweit die verkommenen Gemüther dieses Gefühls fähig waren, und fürchteten ihn, die Aufseher behandelten ihn achtungsvoll. Eines Tages ward ihm sogar die Auszeichnung zuteil, zum Direktor der Kimberleygrube gerufen zu werden, welcher ihm mit sehr viel Selbstüberschätzung eine Stelle als Oberaufseher anbot. Eine solche sei zur Zeit offen, sagte jener und man wolle ihm, dessen Umsicht, Tüchtigkeit und Treue man erprobt, die Hand zu gesicherter Laufbahn bieten usw.

Werner, welcher das Lächeln verlernt hatte, fand es in diesem Augenblick wieder, aber es war das Lächeln eines unheilbar Kranken, es riß nicht mit sich fort, sondern forderte vielmehr Tränen heraus. Er wagte es nicht, die Fronie des Schicksals, welches ihm eine solche „Erhebung“ aufbewahrt hatte, zu verspotten, wie bitter es in ihm auch aufwallte, raffte er sich doch zusammen, verschlechte jeden Hohn und lehnte freundlich und bestimmt das Anerbieten ab. Sein Wesen war dabei von so gewinnender Anmut, jede seiner Bewegungen drückte so viel vornehme Gewandtheit aus, daß der prahlerische Direktor staunend den Mann im Arbeitskittel betrachtete, dessen eigentümlich bestrickende Stimme und Art er auf sich wirken fühlte, aber nicht erklären konnte.

Als Werner schon das Zimmer verlassen, starrte er ihm noch stehend nach und hatte das unbestimmte Gefühl, als habe er eine traurige Rolle bei dieser Zusammenkunft gespielt.

Werner erwies dem Besitzer der Kimberleygrube einen Dienst, indem er eine Anzahl Raffern beim Diamantendiebstahl ertappte. Furchtlos mit dem zwingenden Blick und der imponierenden Ruhe

feines Wesens trat er unter die Rote wilde, brauner Männer, wies ihnen den Diebstahl nach und befahl ihnen, das zu Unrecht erworbene Gut seinem Besitzer auszuliefern. Heulend warfen sich ihm die Überführten zu Füßen, versprachen, die Diamanten am Abend dem Aufseher als frisch geschachtetes Gut auszuhändigen, und flehten ihn an, sie nicht zu verraten. Mitleidig und verächtlich flog sein Auge über die sich zu seinen Füßen windenden furchtsamen Kreaturen. Sie hätten ihn überwältigen, töten können, so viele gegen einen, aber Feigheit lähmte ihnen die Hände und kroch demütig vor seinem moralischen Übergewicht.

Er überlegte. War es nicht seine Pflicht, die Verbrecher der irdischen Gerechtigkeit auszuliefern, durfte er sich annäher alleiniger Richter über so viele Menschen zu sein?

Wie ziemt ihm die Rolle eines Angebers? Ein wahnsinniger Gedanke, welcher ihm Ekel verursachte! Er winkte abwehrend mit der Hand und eilte, nachdem er sich überzeugt, daß die Diamanten abgegeben worden, in die Einsamkeit.

Ein Leben unter diesem aus allen Ländern zusammengewürfelten Proletariat, unter Verbrechern und Halbverhungerten, unter Wilden und Abenteurern war Verurteilung, Strafe, Verdammnis, — aber keine Sühne, war moralischer Mord, aber keine Erhebung, welche er, da er nicht sterben durfte, anstrebte und langsam reifte so der Entschluß in ihm, die Diamantgruben zu verlassen und auswärts Arbeit zu suchen.

Unter dessen war der Raffer Bardakit, einer von denen, welche Werner zur Herausgabe der gestohlenen Diamanten gezwungen, damit beschäftigt, ein Messer zu schleifen, welches zum Mordmord des weißen Mannes bestimmt war. Ohne diesen, träumte der arme Teufel, hätte er sich heute eine Klinte, Pulver und einen roten Mantel mit Gold und Perlen gestickt kaufen, hätte heimkehren können in seinen Kral, hätte ein Weib nehmen können und wäre mit diesen Schätzen reich und beneidenswert wie ein Häuptling gewesen. Statt dessen — er vollendete nicht, er bereitete nur die Waffe, welche den lästigen Aufpasser für immer entfernen sollte. Hatte er ein zweites Mal Schätze errungen, sollte der Mund des weißen Mannes schon stumm für immer — sein Leib eine Beute der Geier sein. Aber vergeblich suchte er mehrere Tage nach günstiger Gelegenheit, seiner Rache freien Lauf zu lassen.

Werners Körper war durch Sorge, Arbeit, sowie das ungewohnte Klima geschwächt. Die stählerne Kraft seiner Glieder schwand und sein Antlitz trug das Gepräge einer heranziehenden Krankheit. Schon seit mehreren Tagen hatte er die Gruben nicht mehr aufgesucht, und in der versengenden Glut, welche zur Zeit herrschte, den Tag in seiner Lehnhütte verbracht, um erst am Abend, wenn sich die schattenkühle Nacht herabsenkte, seinem Körper Erholung und Bewegung zu gönnen. So wanderte er eines

Abends durch das Lager, um ein Gehölz zu gewinnen, wo er nach des Tages Last gern weilte. Er mied die Schänfstätten, wo lärmende, betrunkene Arbeiter ihn zum Eintreten nötigten. Doch in der Nähe des einen zogen besonders erregte Stimmen, sowie ein Auflauf erhitzter, wie es schien, streitender Männer seine Aufmerksamkeit auf sich. Zwei sogar standen, mit blanken Messern bewaffnet, kampflustig einander gegenüber; die anderen nahmen Partei für und wider und feuerten die Kämpfenden durch Hohn- und Zornrufe zu äußerster Gereiztheit an. Neben den letzteren hatte sich ein freier Raum gebildet, welchen Werner jetzt betrat. Ein farbiger und ein weißer Mann rangen wild miteinander und zückten zum letzten Stoß die Messer — ein wohlgezielter Hieb und der Rasser wäre zu Tode getroffen gewesen, wenn Werner dem Weißen nicht in den drohend erhobenen Arm gefallen wäre. Mit all seinen geschwächten Kräften hielt er den Rasenden zurück, welcher sich losreißen und auf den Wilden stürzen wollte. Einige der besonneneren Zuschauer kamen nun Werner zu Hilfe, nach dessen kurzem, energischem Befehl der Weiße gehorchend sich entfernte und die erregte Menge sich zerstreute.

Werner war mit seinen Kräften zu Ende. Die Erregung des Augenblicks, die körperliche Anstrengung hatten den Ausbruch einer heimtückischen Krankheit beschleunigt und wildes Fieber rüttelte an seinen Gliedern. Rote und blaue Lichter tanzten vor seinen Augen, mühsam versuchte er sich zu seiner Hütte zurückzuschleppen, aber die Füße versagen den Dienst. Da fühlte er plötzlich eine Stütze, der Arm eines Menschen legte sich um den seinen und führte ihn langsam durch die Straßen, half ihm die Tür seiner Hütte öffnen und bettete ihn auf ein Lager von Stroh, wo er bewußtlos zusammenbrach. Der Helfende aber war Bardakit, welchen Werner vor dem Messer des Feindes errettet hatte.

Neun Tage lag er in den wildesten Fieberdelirien, und unbarmherzig riß und zerrte der Tod an seinem Körper. Fürchterlichste Fieberphantasieen verfolgten und quälten ihn. Er rief den Tod, welcher sich ihm in seiner ganzen ekelerregenden Knochengestalt zeigte und ihn mit höhnischem Grinsen an der Hand faßte. Aber schon eilte ein schwarzes Ungeheuer herbei und bekämpfte das Knochengestalt mit Erfolg. Lucifer war es, welcher einen mörderischen Kampf mit dem Tode aufnahm, und wie gern auch Werner letzterem zu Hilfe geeilt wäre, er vermochte es nicht; denn sein Wille war nicht mehr stark genug, auch nur die Hand zu heben. So siegte der Teufel, und damit war Werner der Hölle überliefert. Denn Leben war Hölle. So phantasierte er fort, tage- und wochenlang. Und endlich nahte sich ihm auch die hehre Gestalt eines Weibes. Es hatte den Arm erhoben und in der einen weißen Hand hielt es ein kleines Geschöß, in der anderen die Kugel — es bringt ihm beides, es reicht ihm damit liebevoll die ersehnte Lösung. Doch da stürzt das schwarze Ungeheuer herbei und nimmt es in seine Arme. Werner stieß einen markerschütternden Schrei aus, nahm seine ganze Kraft zusammen und führte nach dem Teufel einen furchtbaren Schlag. Da ließ dieser seine Beute fahren, welche zur Erde niederfiel. — Werner aber erwachte.

Bewirrt sah er sich um und fand sich kaum in seiner Hütte zurecht. Über ihn beugte sich Bardakit, welcher eine merkwürdige Ähnlichkeit mit dem Teufel aus seinen Phantasieen hatte, und daran erkannte er, daß er nur geträumt.

„Herr“, sagte Bardakit in gebrochener, englischer Sprache, „Eure Kraft ist wiedergekehrt, denn Ihr schlägt tapfer.“

Er hatte dem Wilden einen tüchtigen Schlag versetzt, in der Meinung, er sei es, der Margarete über den Höllenpfuhl führte.

So war er von neuem dem Tode entgangen, und derjenige, welcher diesen so erfolgreich bekämpft hatte, war allerdings Bardakit gewesen. Er hatte, nachdem er der Gefahr entronnen, seinem

Lebensretter Hände und Füße geküßt, was dieser in seinen Fieberdelirien nicht bemerkte, und war nicht mehr von seiner Seite gewichen. Wie ein Hund hatte er treulich neben seinem Lager gewacht und ihn auch sorgsam gepflegt. Die Wilden verstehen es, das Fieber erfolgreich zu behandeln, und auch Bardakit hatte diese Wissenschaft. Er kühlte mit Wasser den brennenden Kopf und stärkte den schwachen Körper mit einem wohlthuenden Getränk aus Wurzeln und Kräutern. Seine Rachegefühle hatte er aufgegeben und strömte über in Dankbarkeit gegen seinen Lebensretter.

Als Werner wieder zur Besinnung kam, lächelte er über diesen Naturmenschen, dessen Liebe und Dank sich teils in unartikulierten Lauten der Freude, teils in rührender Fürsorge kund tat. Die Treue eines Hundes, welche oft die der Menschen übertrifft, hatte er sich errungen, und das lediglich dieses arm-seligen Lebens wegen, welches er gerettet. Daß diese wilde Kreatur doch so daran hing? Sie, welche nicht einmal die höheren Lebensgenüsse kannte, welcher die Quintessenz des Lebens ein roter Mantel, eine Flinte und ein hündisch ergebenes Weib war, das sich schlagen ließ und wie ein Lasttier für ihren Herrn, der im Kraal sich pflegte, arbeitete! Welch ein Leben! Und dafür bangte und dankte man!

Und dann stellte er neben diesen Wilden sich selbst. Er, der Weiße, welcher auf der Höhe der Zivilisation stand, alle raffinierten Genüsse der Kultur kannte, auch ein Weib sein eigen nennen durfte, welches hoch und hehr und stolz war wie eine Königin — ihm war das Leben bergällt, es ekelte ihn an und dem, der es genommen, hätte sein letzter Dank gegolten!

* * *

Eine Farm im nördlichen Transvaal — seit zwei Jahren Werners Eigentum. Als er genesen, der Diamantengrüberei überdrüssig geworden war, hatte er sich dem Norden Transvaals zugewandt, nur von Bardakit und einer Flinte begleitet. Er hatte dort Farmer aus Holland und Sütlund angetroffen, welche ihm Gastfreundschaft gewährten, deren mühsames, arbeitshartes Leben im beneidenswert dünkte. Nebenbei tat es seiner wunden Seele wohl, daß Stammesgenossen ihm die Hand reichten, seine Schuld nicht kannten, daß sie seine Persönlichkeit gelten ließen, wie die Gegenwart sie gab und die Zukunft gestalten sollte. Der Gedanke, sich in ihrer Nähe als Farmer anzusiedeln, stieg in ihm auf, beschäftigte ihn und nahm greifbare Gestalt an.

Jrgendwo mußte er bleiben in der weiten Welt. Die Ruhelosigkeit, welche ihn von Ort zu Ort getrieben, wich, und der Wunsch, sich eine feste, aber von dem alten Europa unerkannte Existenz zu gründen, stieg in ihm auf. Nur eine Heimat, eine Scholle Erde sein eigen nennen, da keine Macht ihn vertreiben konnte, eine Heimat, die er sich abringen mußte als Pionier der Kultur von einer Wüste, aber doch eine Heimat, sei es auch an den Wassern des Limpopo.

Bald hatte er eine Farm gewonnen, welche er Ruhdorf nannte, weil er hier Ruhe zu finden hoffte, hatte sich ein kleines Blockhaus gebaut und die Arbeit begonnen. Es war nicht eben die fruchtbarste Gegend am Limpopo. Steiniges Felsland überwog fettes Weideland, und gar mühsam war hier der Beruf eines Farmers. Das gerade reizte ihn. Was lag ihm daran, wenn ihm die Früchte mühelos in den Schoß fielen? Nichts. Arbeiten, schwer, im Schweiß seines Angesichts arbeiten wollte er, wie es dem aus dem Paradies Vertriebenen gezieme.

Sein Besitz dehnte sich weit in das Land hinaus, denn er hatte sich ein großes Arbeitsfeld schaffen wollen, und von nun an sah man ihn pflügen, Furchen ziehen, das Leben eines Bauern führen. Bardakit half ihm treulich. Dieses mühselige, schweißbeladene Dasein wirkte wohlthuend auf Werners Seele und Leib. Eine schwere Mattigkeit, eine bleierne, dumpfe Schwüle hatte auf

ihm gelastet; im Innern aber ruheloses Feuer gewütet, das nicht erwärmte und belebte, sondern erbarmungslos verzehrte. Sene verschwanden, und dieses milderte sich. Wohl nagte die Sorge der Schmach und schreckte ihn auf des Nachts aus tiefem Schlafe, aber der stechende Schmerz in der Brust ward gelindert durch die rastlose Kulturarbeit im steinigem, sandigen Lande des Transvaal.

Zwei Jahre hatte er gesät und geerntet, ohne mehr als das tägliche Brot gewonnen zu haben. Ihm war es recht so, und eine stille, wunschlose Befriedigung begann sich seiner zu bemächtigen, aber sein Schicksal war nicht das eines ruhig dahinlebenden, von der Außenwelt vergessenen Farmers, ihm war Kampf und Streit, ein reich bewegtes, unruhvolles Dasein bestimmt.

Eines Tages hatte er beim Umpflanzen einen Stein gefunden, welchen er nach genauer Prüfung für einen Diamanten erkennen mußte. Und derselbe war nur der Vorläufer von vielen tausenden glänzenden Brüdern — ein neues Diamantenlager war entdeckt und sein Besitzer war der welt- und geldmilde Werner von Rauffungen. Kein Jubellaut, kein dankbares, von Glück sprechendes Wort kam über seine Lippen — ein trauriges Nöcheln nur, und im Geiste die stumme Frage: „Warum das mir?“

Ja, warum? Zwei Dinge, welche er aus Lust an schwerer Arbeit gewählt, die Größe der gekauften Ackerfläche und der steinige Boden, sie waren es, welche ihn mit einem Schlage zum reichen Manne machten. Denn der Diamant hält sich nicht in fetten Weideländern auf, sondern in jenen weiten Strecken gelben, von grauem Stein und Fels untermischtem Sandes. Und die Größe des neuen Diamantenlagers genügte, um auf Generationen hinaus dem Besitzer und seinen Erben ein fürstliches Vermögen zu sichern. Das selbe dem Boden zu entziehen, hatte Werner anfangs keine Anstalten getroffen. Gold hatte so wenig Wert für ihn, als für den Toten der Schmuck, den man ihm in den Sarg mitgibt.

Was galten dem lebendig Begrabenen der Diamant und das Gold, die nur für eine bunte, froh bewegte Welt Bedeutung hatten.

Endlich gab er Bardakits Drängen nach und ging mit der Ruhe und Umsicht, welche er sich im Kampf ums Dasein angeeignet hatte, an das Werk. Bald hatte sich Ruhdorf in eine Arbeiterstadt wie Kimberley verwandelt. Hunderte von Arbeitern, Europäern und Eingeborenen waren beschäftigt, um die Gruben Werners auszuschachten und die Diamanten zu gewinnen. Die Ausfuhr an Edelsteinen überstieg bald die der Kimberleygruben und Südafrika sah sich um eine Handelsstation reicher.

Großindustrielle kamen und besichtigten das neue Etablissement, beglückwünschten Werner, und der englische Konsul aus Kapstadt erschien vor dem menschen- und weltcheuen Besitzer mit einem Ordensstern im Namen der Königin von England, unter deren Oberhoheit die Transvaalrepublik steht. Aber das Wunderbare geschah, Werner schlug die Dekoration aus, da, wie er entschuldigend hinzufügte, nicht seine Verdienste, sondern das blind waltende Glück, ein Naturereignis diesem unwirtbaren Lande einen glänzenden Industriezweig eröffnet hatte. Der Versuch, ihn zum Diener der Krone Englands zu machen, war gescheitert.

Ruhig und sicher ging Werner seinen Weg. Die heiße Gier nach Geld trieb nicht seinen Geist und darum waren seine Spekulationen umsichtig und besonnen, von zweifellosem Erfolg. Das Gold, das er verachtete, rollte ihm zu; was er anfang, gelang — ein anderer König Midas, welchem sich alles unter den Händen in Gold verwandelte. Und hier ein Mann, welcher nichts vom Leben begehrte, als Einsamkeit, eine Höhle, wo er unbeachtet sein Dasein fristen konnte, der von den Menschen nichts als Vergessen seiner Person und seiner unseligen Tat erwünschte — er sah sich an der Spitze eines gewaltigen Unternehmens,

in welchem Menschen zahlreich wie Ameisen wimmelten, sah sich von Millionen überhäuft, von Privaten bewundert und beneidet, von Regierungen beachtet, von der Presse kritisiert.

Er hatte allen Verkehr mit der Heimat abgebrochen, aber Witzdorf ließ ihn nicht in der Dunkelheit. Eines Tages erhielt Werner einen Brief von dem Freunde, welcher ihn in Amerika und Australien gesucht hatte. Er teilte ihm in seiner liebenswürdigen Weise alles Wichtige aus der Heimat mit. Asta hatte sich mit einem Grafen Kollborn verlobt, Kurt sorgte für den Umsatz des Geldes in S. als Husar. Ihr altes Regiment hatte zum Chef den jüngsten Prinzen eines großen europäischen Kaiserhauses bekommen. So ging es weiter. Nichts Tragisches, Feierliches hatte Witzdorfs Bericht, was die Wunde in Werners Herzen nur gereizt hätte, nichts enthielt er von jenen albernen Phrasen trivialer Korrespondenzen, welche den jahrelangen Stillstand ihrer Beziehungen bedauern und ein Wiederanknüpfen langatmig erklärten, nein, als sei der Briefwechsel nie verstummt, als hätten sie sich vor Wochen noch die Hände geschüttelt, so war der Ton in des Freundes Zeilen, welcher Werner wie der Haranduft deutscher Tannentwälder anmutete.

Einen weideren Ton schlug Witzdorf an, als er Margaretes erwähnte. Ihr Vater war gestorben, sie selbst lebte in tiefer Abgeschlossenheit, nur ihren Armen gewidmet. Aus seinen Worten klang es wie leiser Vorwurf, wie verhaltener Ruf, und vor Werners Augen legte sich eine rothe Wolke, seine Lippen murmelten: „Wie kann ich denn, ich, der Ehelose!“

Er sandte Margarete ein goldenes Armband mit einem schwarzen Diamanten als Schloß, welcher, nachdem er in Amsterdam geschliffen worden war, noch 146 Karat wog. Es war der erste gewesen, den er auf seiner Farm gefunden hatte.

Witzdorf hatte ihm verschwiegen, daß die Einsamkeit, welcher sich Margarete hingegeben, so groß geworden, daß man sie fast vergessen hatte. Anfangs hatte man von ihrer traurigen Liebesgeschichte mancherlei gemunkelt, aber genau hatte keiner etwas gewußt, und als Werner verschollen war, sein Schicksal in Vergessenheit geriet, schloß auch das Geschwätz über Margarete ein, welche den Menschen in ihrer tiefen Abgeschlossenheit langweilig geworden war. Baffow hatte sie zwei Körbe gereicht, und als er sich noch einmal schriftlich nahen wollte, hatte sie mit beredtem Stillschweigen geantwortet.

In Werner aber war durch den Verkehr mit Witzdorf ein heftiges Sehnen nach Europa erwacht. Was er in Arbeit, im Gelderwerb betäubt und vergessen wähnte, lebte plötzlich auf — der unbeschreibliche Trieb jedes Menschen nach dem Vaterlande.

Grübelnd fragte er sich, ob er an eine Rückkehr denken könne? Und eine geheimnisvolle Stimme — war es Sophistik? — antwortete ihm: „Nicht als ein um Vergeltung für unverjährte Schmach Heischender darfst Du kommen, sondern als Schuldner der Leidenden Menschheit, welche Dein altes Europa mit seiner Hyperkultur und seinen Gesetzen so zahlreich aufweist. Nicht als ein Krösus, welcher auf die Macht seines Geldes pocht, darfst Du erscheinen, sondern als ein Anwalt jener mühselig Beladenen, der Hungernden, der Bedrängten und Verwaisten.“

Sein Entschluß war fertig. Er ging nach Frankreich und England, studierte die industriellen und sozialen Verhältnisse und zog die Arbeiterbluse an, um sich die Anfangsgründe rationellen Fabrikbetriebes anzueignen. Er tauchte unter in dem Strom der ernsthaft Arbeitenden der alten Welt, jener, welche in den Zentren des Großkapitals still und geräuschlos Wissen und Können fort und fort bereichern. Und also mit umfassenden Kenntnissen ausgestattet, betrat er die Heimat.

Aber nicht als Werner von Rauffungen, der verlorene Sohn, stellte er den Fuß auf deutsche Erde, nicht als einer, welcher den

Freunden die geächtete Person aufdrängen will, sondern als ein Fremdling, welcher sein Vermögen und seine Kraft in den Dienst der Menschenliebe, eines Gemeinwesens stellt und dem frei erwählten Vaterlande nützt, indem er daselbst Existenzen rettet und begründet.

28.

Witzdorf will in Tiefurt alles sehen, alles. Auf dem Wege zu den Fabriken treffen sie den Arzt und dessen Onkel. Der General v. Hegenscheidt erkennt Witzdorf, und dieser kann nicht umhin, seinen alten Regimentskommandeur zu begrüßen.

„Was machen Sie hier, wie kommen Sie hierher?“ fragte der lebhaft alte Herr.

„Ich kam, mir Tiefurts Berühmtheit anzusehen,“ lachte Witzdorf, „da Mr. Werner so gültig war, mich mit einer Einladung zu beehren.“

Die Freunde waren übereingekommen, die formelle Benennung und Anrede vor anderen zu gebrauchen, da eine intimere Beziehung zwischen ihnen Werners Inognito leicht hätte verraten können.

„Woher kennen Sie einander?“ fragte der General, zu Werner gewandt. Er schaut ihm mit zusammengekniffenen Brauen ins Gesicht, aber sein kurzichtiges Auge vermag keine Entdeckung zu machen.

„Das Lagerleben des türkischen Krieges führte uns zusammen,“ sagte Werner, das „wieder“ verschluckend. Es klang harmlos, aber so zurückhaltend, wie alles, was er auf die Fragen nach seiner Vergangenheit zu antworten pflegte.

Noch ein wenig hin und her. Der General ladet die Herren Abends zum Thee — man habe so viel zu sprechen — Witzdorf müsse erzählen. — Dieser und Werner sagen zu, dann trennt man sich.

„Die Gefahr war groß,“ lächelte Werner.

„Aber sie ist glücklich überstanden, Niemand vermutet Dich hier,“ sagte Witzdorf.

„Nein, der General war mein Freund — er dachte gut von mir — darum glaubt er mich in der Erde — längst den Würmern ein Raub,“ sagte Werner in abgerissenen Sätzen.

Witzdorf will etwas erwidern, aber schnelle Schritte hindern ihn. Gleich darauf steht der Arzt vor den beiden. Höflich grüßt er und entschuldigt sich, daß er hier wieder eindringe, aber Mr. Werner habe befohlen, ihn sofort zu rufen, wenn die Post die neuen Verbandstoffe und Wundsalben gebracht habe.

„Ich danke Ihnen,“ lächelte Werner, welcher nie bezieht, „aber eine Eile, welche Ihnen Unbequemlichkeiten verursacht, war nicht die Ursache meiner Bitte. Doch, da Sie sich die Mühe gemacht haben, so lassen Sie uns gehen.“

Die Ruhe Werners, sowie die Zurückweisung seiner Dienstbeflissenheit empören den Arzt, aber er beherrscht sich und nur ein böser Blick folgt Werner, welcher vorangeht. Witzdorf fängt ihn auf. Es ist etwas, was ihm an dem jungen Manne nicht gefällt, so liebenswürdig derselbe sich zu geben beifert. Sie schreiten alle Drei nebeneinander die Dorfstraße entlang, Werner beginnt in liebenswürdigem Gesprächstone zu dem Arzte gewandt:

„Sie haben wohl die Güte, einige Dosen der S.'schen Wundsalbe und einige Pack der Verbandstoffe Franz anzuweisen, welcher es nebst einem Briefe von mir nach Sonnenburg tragen soll. Die Sendung kann noch vor Abend in den Händen des Fräulein Sommer sein.“

Erstaunt gleiten Witzdorfs Blicke von Werner zum Arzt, in dessen Augen er jetzt ein höhnisch-belustigtes Lächeln wahrnimmt. Was soll diese Sendung? Er hat von einem Unfall, der die schöne Schwägerin seines Veterss Sendrad getroffen, nichts gehört, und wenn auch — wie kommt Werner dazu, die Heilmittel für etwaige Wunden dieser Dame zu senden?

Die Sache war absurd. Er fragt Werner nach dem Grund dieser sonderbaren Verfügung.

„Fräulein Sommer huldigt in ausgedehntem Maße dem Samariterdienst,“ ist die Entgegnung. „Ihre Krankenhäuser sind noch nicht eingerichtet, aber Not und Krankheit herrschen gewaltig auf dem Lande. Da hilft Tiefurt den Schwesterhäusern aus, nicht wahr, Doktor? Aber bald werden uns die Sonnenburgschen Siedehäuser an Reichhaltigkeit aller hygienischen Neuheiten übertreffen, wenn nicht überflügelt haben. Das dürfen wir uns nicht gefallen lassen, Doktor.“

Geiter, harmlos, liebenswürdig ist seine Sprache.

Sie sind vor dem Krankenhause angelangt und der Arzt verabschiedet sich, um Werners Weisung nachzukommen. Dieser hält ihn zurück, seine Uhr hervorziehend.

„Es ist sechs Uhr und für diese Stunde lautete Ihres Herrn Onkels Einladung für uns. Aber Sie entschuldigen mich gültigst bei ihm, wenn ich erst in einer halben Stunde komme, da ich den Brief nach Sonnenburg schreiben und die Sendung expedieren muß. Mein Freund meldet mich bei Ihrem Onkel an. Die alten Regimentskameraden haben einander gewiß viel zu erzählen und werden mich nicht vermissen.“

Dann trennten sie sich. Witzdorf schlägt den Weg zu dem hübschen Hause des Arztes ein, welcher mit seinem Auftrage fertig, sich ihm auf halbem Wege anschließt. Werner eilt nach seiner Wohnung und an seinen Schreibtisch, um ein Billet an Olga aufzusetzen. Kurz, trocken, nüchtern ist der Inhalt seiner heutigen Karte, nur sachlich die Signatur zur Übersendung von der erbetenen Broschüre über Wundverpflegung und dazu notwendigen Verbandstoffen abgebend. Binnen fünf Minuten war die Arbeit getan und Werner auf dem Wege zu dem Arzt und dessen Onkel.

Seit jenem ersten Abend, wo er unerwartet seinem früheren Obersten entgegengetreten war, ist er häufig mit diesem zusammengekommen. Sie haben gemeinschaftliche Spazierritte gemacht, wobei Werner die Rüstigkeit des 68jährigen Mannes bewundern und sich selbst im Zügel halten müssen, um die Erzählungen des alten Herrn aus seiner Kommandeurzeit in S. mit seinem besseren Gedächtnis nicht zu unterstützen. Es prickelt ihm in den Nerven, wenn er Reiterkunststückchen seines Leutnants von Rauffungen erwähnt, dem „vor die Hunde gegangenen Kerl“, welchem es keiner der heutigen Herren mehr gleich tut. Und dann muß Werner seinen neuen „Firdusi“, welcher eine merkwürdige Ähnlichkeit mit dem alten besitzt und den er nur deshalb gekauft, aber öffentlich „Schipka“ nennt, zügeln, denn das weichmüulige Tier hat seines Herrn unsichere Hand gefühlt und wird unruhig. Und oft ist der General von Hegenscheidt Gast Mr. Werners gewesen, hat seinen Kapwein getrunken und den Erzählungen aus Afrika gelauscht — und oft hat Werner die kleine Gartenpforte des ärztlichen Anwesens durchschritten. Ost! Und doch zögert jedesmal sein Fuß, klopft sein furchtloses Herz, wie in der Vorahnung einer neuen Demütigung. So auch heute! Wird Witzdorf keine Unvorsichtigkeit begehen, und wenn er es tut, wie hat er einer Entdeckung zu begegnen?

Mit solchen Erwägungen tritt er zu den Herren, welche in der Arbeitsstube Franks bei einem Glase Wein lebhaftes Unterhaltung pflegen. Der General begrüßt ihn in seiner postrigen jovialen Art.

„Ich bin Ihnen sehr dankbar, mein sehr verehrter Mr. Werner, daß Sie mir einen Kameraden aus der guten alten Zeit gebracht haben. Kapitale Freude!“

Man setzt sich, fröst an, trinkt, und der General fährt dann fort:

„Sind beinahe zwanzig Jahre, daß wir uns kennen, nicht wahr, Witzdorf? Galt, lassen Sie mich erzählen: Sie wurden

Kurz vor dem großen Kriege an einem Tage mit Rauffunger Offizier, gerade, als ich das Regiment bekam. Das sind achtzehn Jahre erst — was die Zeit doch vergeht! Wenn ich bedenke, wie wir in jenem herrlichen Kriege geritten sind. Jetzt bin ich ein altes Brack — mit Mühe auf altem Gaul noch zum Spazierritt fähig.“

Er tat einige Züge aus der Pfeife, während Witzdorf wie auf Kohlen sitzt und kaum wagt, dem Freunde ins Gesicht zu sehen. Endlich tut er es doch, und als er dem ruhigen, etwas verschleierten aber fest entschlossenen Blick Werners begegnet, das, wenn auch müde, aber gefasste Lächeln sieht, wird auch er Herr seiner Bewegung.

„Ich nahm 1874 den Abschied,“ sagte der General. „Wie lange blieben Sie denn noch?“

„Bis nach dem türkischen Kriege,“ antwortete Witzdorf, und damit war der Anstoß zum Wechseln des Gesprächstoffes gegeben.

Jetzt wandte sich der General lebhaft zu Rauffungen.

„Sie haben, wie mir Herr von Witzdorf vor Ihrem Kommen mitteilte, den russisch-türkischen Krieg mitgemacht, haben die seltensten Auszeichnungen davongetragen und mir das verschwiegen?“

Der alte Herr bedenkt gar nicht, daß Werner nicht die geringste Verpflichtung zur Mitteilung befehlen. Er hat das Gefühl, als müsse jeder, der zu ihm in Berührung tritt, einen Rapport über seine militärische Vergangenheit ablegen; als habe der eine Unterlassungssünde begangen, der es versäumte. Werner holte es lächelnd nach. Er erzählt ruhig und sachlich von den Gefechten am Balkan, welche er mitgemacht, ohne die eigene Tapferkeit zu erwähnen.

„Teufel auch, die Russen und Türken sind ja schneidig gewesen — das wissen wir. Aber wo bleiben Sie! Die Tat eines einzelnen lehrte mich mein Geschichtswerk nicht.“

„Bardon!“ ruft Witzdorf mit seinem glücklichen Lächeln, „das erzähle ich.“

Und Witzdorf erzählte. Schilderte flammend die Tat des Freundes, knapp, klar und erschöpfend des Zaren, wie des Fürsten Auszeichnungen.

„Galt, sonst verlasse ich das Zimmer,“ sagte Werner lachend. „Die einfache Pflichterfüllung so furchtbar ausgeschmückt zu hören, ist mir beschämend.“

Das alte Soldatenblut regt sich in Hegenscheidt, sein Auge blüht. Er ruft: „Nichts da, mein werter Freund! Wer auf dem Felde der Ehre gleichen Ruhm geerntet, wie Sie, darf wohl einen Blick in den Spiegel tun, welchen der Chronist ihm vorhält.“ —

Das Gespräch wird heiß, ein lebhaftes Hin und Her wogt durcheinander. Witzdorf erzählt von seinem Kommando bei dem General von Werder. Werner berichtet dem Arzt von den Einrichtungen der russischen Kriegslazarette. Zimmer ergebenener, höflicher wird die Haltung des jungen Arztes Werner gegenüber, welchen neben der goldenen Glorie des Reichthums nun die grüne des Lorbeers umgibt.

„Es ist ein Mann, von dem die Welt noch einmal reden wird,“ sagte sich Frank und findet es bequem und gut, sich im Glanze dieser neuen Sonne zu weiden.

Der Abend fliegt rasch vorüber. Es ist gegen Ende des Besuches der beiden Freunde. Noch einmal ward der Vergangenheit gedacht, und Hegenscheidt sagt zu Witzdorf gewandt mit gedämpfter Stimme:

„Wissen Sie, daß mir eine seltsame Ähnlichkeit auffällt? Sehen Sie Mr. Werner an. Ist das nicht ein Kopf, den Sie schon einmal gesehen haben? Dieselbe kühn an die Stirn ansetzende Nase? Und vor allem dieselbe Gestalt mit der elastischen Bewegung?“

„Nicht daß ich wüßte!“ sagte Witzdorf, heiser ablehnend.

Werner wird aufmerksam, da er die scharfe Beobachtung seiner Person durch den General fühlt, und wendet sich ihm zu.

„Nicht? Sie finden wirklich nicht? Keine Ähnlichkeit mit Rauffungen?“ sagte Hegenscheidt zu Witzdorf und fährt lauter fort, so daß es auch Werner vernehmen kann, dessen Gespräch mit Frank verstummt ist: „Ich bin kein großer Funder von Ähnlichkeiten und lebte in dieser Beziehung immer auf dem Kriegsfuße mit meiner Frau. Aber Ihr Gesicht, Herr Werner, erinnert so lebhaft an einen jungen Kameraden, daß ich meinen könnte, er säße vor mir, wenn ich nicht wüßte, daß er seit langem tot ist.“

„Sie irren,“ sagt Witzdorf mit heller Stimme, „der den Sie meinen, lebt.“

„Was Teufel,“ fährt Hegenscheidt auf, Rauffungen lebt?“

Werner lehnte sich in den Sessel, wobei sein Gesicht in den Schatten rückt — er ahnt, wovon die Rede.

„Weshalb befremdet Sie das?“ fragt Witzdorf, sich zur Ruhe zwingend.

„Himmel Element! Ich glaubte, er habe seine Ehre durch eine Kugel rehabilitiert,“ ruft der General.

Der Arzt, der vorsichtig abwägende, auf Mr. Werner die zarteste Rücksicht nehmende Mann verrät eine gewisse Unruhe.

„Unkel“, schneidet er dem General das Wort ab, „Du pflegst nicht gerade Glück mit dem verspäteten Erringen einer von Deiner Frau geübten Fähigkeit zu haben. Es kann unserem verehrten Gaste, Mr. Werner, keine Schmeichelei sein, mit einem gesunkenen Individuum —“

„Möglicherweise verwechselt zu werden“, fällt ihm Werner ins Wort. Seine Stimme klingt so ruhig, als ginge ihn tatsächlich jener Rauffungen nichts an. Dann fährt er fort: „Aber seien Sie ohne Sorge, verehrter Herr Doktor, ich sehe absolut keine Beleidigung darin, einem Verbrecher ähnlich befunden zu werden. Ich besaß einen Freund vom höchsten polnischen Adel, dessen Ruf kein Tüttelchen anhaftete. Doch auf einer Reise von Berlin nach Hamburg wird er in der letzteren Stadt beim Verlassen des Kupees auf dem Bahnsteig verhaftet, da er nach einer vorhandenen Photographie mit einem der kühnsten Einbrecher verwechselt worden war.“

Er hatte sogar mit einem Anflug von Humor gesprochen; Witzdorf bewunderte ihn.

„Und was geschah?“ fragte der Arzt.

„Er wurde selbredend nach Visitation seiner Papiere auf freien Fuß gesetzt.“

„Nein, ich finde keine Spur von Beleidigung“, sagte der General, zu dem ersten Thema zurückkommend. „Ich spreche ja nur vom Äußeren, und da ist meine Behauptung ein Kompliment, denn Rauffungen gehörte zu den hübschesten Männern, welche es geben kann. Nicht wahr, Witzdorf?“

Derfelbe bejahte und Werner verneigte sich lachend.

„Freilich, die Charaktere sind ja himmelweit verschieden“, fährt der General fort, „und ich würde mir eine starke Unwahrheit zu schulden kommen lassen, wenn ich hierin eine Parallele ziehen wollte. Der moralische Galt fehlte dem hübschen Burtschen, welcher in maßlosem Leichtsinne ein Vermögen verschwendete, strauchelte, fiel, und dessen ganze Veranlagung, aus Egoismus und Gnußsucht zusammengesetzt, niemals zu Leistungen befähigen konnte, wie wir sie an Mr. Werner bewundern.“

Er leerte sein Glas, gegen jenen gewandt. Werner kam ihm nach; er stürzte den Wein hinunter, um die tobenden Gewalten in seinem Innern zu besänftigen. Schon befahl ihm die Lust, die Maske abzuwerfen und dem arglosen Manne zu sagen, daß sein Haus entehrt sei durch die Anwesenheit des Gefallenen. Aber

auch, daß er in blindem Wahn befangen gewesen, daß die viel bewunderten Leistungen, die Lorbeeren des Krieges, wie des Friedens, in der Tat dem ehrvergeßenen Offizier gehörten. Eine elementare Gewalt brauste durch seine Seele. Es war ihm, als müsse der Apdrucl weichen, als müsse er endlich befreit und gereinigt dastehen, wenn er der ganzen, teils ihm zu Füßen liegenden Menschheit das „Hier stehe ich — ich kann nicht anders!“ hinwarf. Er dachte nicht daran, daß das sein Werk zerstören könne, daß er Tiefurt noch sein Geheimnis schuldig war.

Witzdorf spricht, kommt dem Freunde zuvor: „Sie irren, Herr General, mein Freund Kauffungen hat den Fleck längst überwunden und steht da, geachtet und geehrt von einer ganzen Gesellschaft ehrenhafter Männer. Er war vollständig befähigt, auch Großes und Gutes zu leisten.“

„Wahrhaftig?“ rief der General, „steckt doch Gutes in ihm? Das soll mich freuen!“

Arglos klopfte er seine Pfeife aus, gar nicht auf den Gedanken verfallend, daß Kauffungen mitten unter ihnen sein könnte.

„Wenn er es sich nur nicht einfallen läßt, nach Europa zurückzukommen, was solche Herren öfter gern tun. Er hat doch sicher bei den Yankee's jene Stelle, von der Sie sprechen, errungen?“

„Ich hoffe sicher, ihn noch einmal in unserer Mitte zu sehen“, sagte Witzdorf trozig. „Es sollte mir ein Stolz und eine außerordentliche Freude sein, den liebsten meiner Kameraden als Wiedergenesenden in der Heimat begrüßen zu können.“

„Ah bah — eine Heilung für diese moralische Krankheit gibt es nur jenseits des großen Wassers, mein Verehrtester. Die dortigen Sitten und Ehrengesetze mögen solche Existenzen unter sich dulden, wir nicht.“

„Mein Gott, Sie würden dem Zurückkehrenden doch nicht die Aufnahme in unsere Gesellschaft verweigern?“

„Unbedingt“, entgegnete energisch der General. „Ich habe Kauffungen als einen meiner tüchtigsten Offiziere geschätzt und deshalb wäre es mir lieber gewesen, ich hätte ihn als Toten weiter betrauern und ihm als solchem vergeben können.“

„Aber sind denn Beweise von des Verbrechers Besserung und Sühne nicht wertvoller, als der Selbstmord?“ fragte Werner, in dessen Seele es merkwürdig ruhig geworden war.

„Nach kosmopolitischen Ansichten vielleicht, verehrtester Mr. Werner, nicht nach unseren streng deutschen, ich möchte sagen, militärisch deutschen. Richtet sich der Schuldige aus unserer Reihe selbst, dann erkennen wir seine Reue, machen ein Kreuz über das Geschehene und versagen ihm nicht die Verzeihung. Mitleid, ja sogar einen Rest von Achtung für den Mut, welchen er durch die eigene Verurteilung bewiesen. Aber wenn er zu feige ist, die Ehre in seinem Blute rein zu waschen, wenn er nach Jahren unter uns erscheint und uns zwingen will, ihm die schuldige, entehrte Hand zu schütteln, wenn er wähnt, wir könnten ihn wieder aufnehmen, weil inzwischen Gras über die heiße Geschichte gewachsen ist — Teufel auch! Der Mensch verdient Ekel und Verachtung, das müssen Sie zugeben.“

In heiseren Schlägen verkündete die Uhr die zwölfte Stunde. Witzdorf will sprechen. Werner weiß, daß es eine glänzende Verteidigungsrede für den Freund werden soll, und verhindert sie.

„Das Thema ist interessant und reichhaltig“, sagt er, „so reichhaltig, daß wir es in dieser Nacht nicht mehr erschöpfen können. Auf Wiedersehen denn!“

Er verabschiedet sich rasch und zieht den Freund mit fort, welcher gern noch geblieben wäre. Der General schreitet erregt hin und her. „Kauffungen lebt — pfui Teufel“, murmelt er. „Den Schneid, anständig aus dem Leben zu gehen, habe ich dem Schwerenöter zugetraut.“

Der Neffe gähnt gelangweilt.

Die Freunde schreiten in der Herbstnacht dahin. Witzdorf schlägt den Kragen herauf, denn scharfer Regen schlägt ihm ins Gesicht, aber Werner schützt sich durch nichts. Im tut Kälte wohl. Beide finden nicht das richtige Wort. In Kauffungen tobt ein mächtiger Widerstreit der Gefühle; Reue und Troß, die Scham mit Verachtung der Menschen. Witzdorf aber kennt nur eine Empfindung: die Qual, die Satzungen der Gesellschaft nicht zerstören, des Freundes Seele den Kurzsichtigen, Vorurteilsvollen, nach der Schablone Richtenden nicht enthüllen zu können. Er drückt Werner stumm die Hand, fest, beredt, und — weiß mit einemale, warum dieser die seine keinem anderen reicht, als ihm.

Witzdorf hat Tiefurt wieder verlassen, und Werner scheint es ohne den Freund verödet. Aber die Hoffnung, ihn wiederzusehen, ihn bald ganz in seiner Nähe zu haben, belebt seine Einsamkeit. Er hatte in letzter Zeit eifrig mit Sommer sen. korrespondiert. Einfahren mochte er nicht. Der Alte war ihm zuwider und Olgas Gesellschaft wollte er sich entziehen. Aber das Geschäft ließ sich auch schriftlich abschließen, wie er sah. Es handelte sich um nichts Geringeres, als um den Kauf Sonnenburgs, welches er für den Freund erwerben wollte. Und Sommer war zu Berners Freude nicht abgeneigt, auf den Vorschlag einzugehen, durchaus nicht.

„Nur den kommenden Winter wollte er es noch behalten“, schrieb er, um den Erfolg seiner Lieblingskinder, der Fabriken, mit anzusehen. Aber im nächsten Frühjahr sei er fest entschlossen, zu verkaufen, da ihm seine Güter Karlop und Santen genügend Arbeit und Unruhe verursachten. Freilich, er trenne sich schwer von Sonnenburg, aber da der Sohn absolut kein Landwirt, und er zu alt sei, um die weitverzweigte Verwaltung dreier von einander so entfernter Güter zu beaufsichtigen, zudem ein Käufer hervorträte, dem er beruhigt auch die Fabriken übergeben könne, wolle er nicht zögern. Doch, wie gesagt, erst im Frühjahr.“

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

Um eine Minute zu spät.

Von Dr. C. S. Raff.

Hoch stand die Sonne am Zuni-Himmel und ihre gedämpft durch die kostbaren Spitzenvorhänge herein dringenden Strahlen woben eine Glorie um das klassisch-schöne Haupt eines an diesem Spätnachmittage im „Parlor“ der luxuriösesten Villa von Ocean Grove in einem Krayonskizzen-Album blätternden jungen Mädchens.

„Sehr schön, Frank, aber wovon würden wir leben,“ schloß Carrie Hagnau mit einem Blicke auf ihr elegantes Sommerkleid, ihre Diamantenarmbänder und die mit goldenen Spangen festgehaltenen Morgenschuhe, bitter lächelnd, eine offenbar heftig erregte Debatte mit dem aufatmend vor ihr stehenden schönen jungen Manne.

„Aber, teure Carrie —“

„Nein, nein, mein Freund! Ich kenne das Lied von der Hütte und dem Herzen. Es ist leicht, mit vornehmem Nasenrumpfen sich über die Entbehrlichkeit des Luxus und all' die tausenderlei Nichtigkeiten zu mokieren; allein diese Dinge bilden für uns eine Notwendigkeit und weder Sie noch ich können ohne dieselben existieren, während weder Sie noch ich Vermögen besitzen oder uns des Talents für Sparsamkeit rühmen dürfen. Es geht nicht, Frank; es muß geschieden sein.“

Frank Boyer biß ungeduldig in seinen Schnurrbart und Röte wechselte mit Blässe auf seinem bildschönen Gesicht; als das angebetete reizende Mädchen auf seinen nach langer Kurmacherei und durch viele Gunstzeichen ermutigt ihr soeben gemachten Heiratsantrag so schroff ablehnend antwortete. Er hatte Carrie wahrhaft lieben gelernt; sie war in der Tat seine erste Liebe, und das Aufblitzen ihrer Augen, so oft er ihr entgegentrat, sowie manch' andere Anzeichen schienen ihm ihre Gegenliebe zu verbürgen. Und nun . . .

Vor Kurzem war an dem fashionablen Sommerfrischenorte und in der Villa der Witwe Rosaldos, der Tante Carries, ein fabelhaft reicher kinderloser Wittwer, Herr Siblay, in auffallend beflissener Weise beharrlich aufgetaucht und hatte zuletzt unverbunden sich als Bewerber um die Hand des schönen Mädchens geriert. Die Tante, welche Carrie erzogen und so weit in freigebigster Weise versorgt hatte, stand ganz auf Seiten des reisern und reichen Bewerbers. Das mußte Frank; so ganz ohne Kampf aber wollte er auf sein Lebensglück nicht verzichten.

„Hören Sie mich an, Carrie!“ flehte er. „Es ist wahr, ich habe bis jetzt leichtfertig in den Tag hinein gelebt und mir kein Vergnügen versagt. Für wen hätte ich auch sparen sollen! Aber wenn ich meine Pferde abschaffe und mich einfach einrichte, so genügt mein bescheidenes Einkommen zu einem anständigen Leben, freilich ohne luxuriösen Aufwand, für ein junges Paar, und ich kann ja auch arbeiten und verdienen.“

„Nein, es geht nicht, Frank! Wir würden beide elend sein und einander das Dasein verbittern. Keines von uns ist für die Schule der Armut erzogen und es wäre zu spät, sich an Entbehrungen zu gewöhnen. Seien wir vernünftig und scheiden wir als Freunde.“

„Freunde?! Ich verlange alles oder nichts. Sehen Sie mir in die Augen, Carrie, fest und voll, und wenn Sie mir dann sagen, daß Sie mich nicht lieben, so verlasse ich Sie und werde nie wieder Ihren Pfad kreuzen.“

Nach einer peinlichen Pause, zögernd, mit heißem Erröten ließ das junge Mädchen die Worte fallen:

„Das könnte ich nicht sagen, aber — es ist zu spät: Ich habe gestern Abend Herrn Siblay mein Wort gegeben und heute findet unsere Verlobung statt . . .“

Wie von einem Peitschenhiebe getroffen, aschfahl im Gesicht, zuckte Frank Boyer zusammen — einen Augenblick, dann reckte er sich straff auf und bitter grollend kam es von seinen bleichen Lippen:

„Also bereits zu spät! Verkauft an den Meistbietenden, und das monatelange Liebäugeln und all' die kleinen Zärtlichkeiten, die Seufzer und Händedrücke — frebles Gaukelspiel! Nun, mein Fräulein, ich gratuliere. Mögen Sie all' das Glück finden, das Sie verdienen.“

Und laut- und geräuschlos schloß sich die Türe hinter seiner schlanken Gestalt, während das Mädchen mit dem Schmerzensschrei: „Er hat recht — Gott verzeihe mir!“ ohnmächtig zusammenbrach.

Zu spät!

* * *

Unaufhaltbar rollt das Rad der Zeit. Sieben lange und ereignisvolle Jahre, Augenblicke für die Glücklichen und Ewigkeiten für die Stiefkinder des Glückes, sind dahingeschwunden.

„Wenn sie mir und sich selber treu geblieben wäre, statt so blindlings dem goldenen Kalbe sich und mich zu opfern“, hatte Frank Boyer mit aufquellender Bitterkeit vor sich hin gemurmelt, als ihn, den Carries grausame Entschließung aus der Heimat vertrieben und von Land zu Land gejagt, in Kairo die ihm von Hasen zu Hasen nachgesandte Depesche, wonach er durch den Tod seines Oheims mehrfacher Millionär geworden war,

endlich erreichte. Es war kaum sechs Monate nach jener Abschiedsszene in Ocean Grove.

„Wenn sie bloß ein klein wenig Vertrauen zu mir gehabt und mir etwas Zeit gegeben hätte“, wiederholte er tausendmal in schlaflosen Nächten, indem er sich die bittersten Vorwürfe darüber machte, daß er die „herzlose Kokette und Goldjägerin“ nicht aus Herz und Gedächtnis verbannen konnte. Doch — zu spät:

Geschieden, gemieden,
Dahin und vorbei!

Etwas ein Jahr nach dem Antritt seiner reichen Erbschaft gab Frank dem Drängen der besorgten Tanten und Freunde nach und heiratete ein hübsches junges Mädchen aus befreundeter Familie. Liebe vermochte er der Ahnungslosen nicht zu geben, aber eine aufrichtige Neigung und die zartesten Rücksichten widmete er der holden Menschenblume, die ihm schon anderthalb Jahre nach ihrer Vereinigung durch eine kurze Krankheit jäh entrisen wurde und ihn als jugendlichen Wittwer und Vater eines zarten kleinen Mädchens, ihres treuen Abbildes, zurückließ.

„Verlangt: Eine fein gebildete Dame zur Erziehung eines kleinen Mädchens. Es wird gebeten, persönlich vorzusprechen. Nr. . . . Fünfte Avenue.“

In Beantwortung dieser im „Newyork Herald“ erschienenen Anzeige ließ sich — genau sieben Jahre nach dem oben Erzählten — in einem der elegantesten Wohnhäuser der fashionablen fünften Avenue eine verschleierte Dame von schlanker Gestalt bei dem Hausherrn anmelden und wurde einstweilen in eines der luxuriös eingerichteten großen „Parlors“ geleitet, während der greise farbige Haushofmeister seinem Herrn den Besuch ankündigte.

Die Dame ließ sich, ohne ihren Schleier zu heben, in einen der kostbaren Sammet-Armstühle sinken. Ein augenscheinlich noch junger Mann mit an den Schläfen bereits stark ergrautem Haar betrat elastischen Schrittes das Gemach.

„Guten Morgen, Madame! Sie kommen wohl auf meine Anzeige hin —“

Stetig erbebend, schnellte die Verschleierte von ihrem Sitz empor und stammelte:

„Nein — nein; verzeihen Sie — ich kam — Gründe besonderer Art . . .“

„Ha, diese Stimme! Ist's möglich? Carrie, Sie hier — Sie bei mir! Oh, ich bitte um Verzeihung: Frau Siblay; ich vergaß —“

Jetzt schlug Carrie Hagnau den Schleier zurück und wandte Frank Boyer zwei tränenstimmende Augen zu, indem sie stockend flüsterte:

„Glauben Sie mir, daß ich keine Ahnung davon hatte, daß Sie die Anzeige erließen. Ich wußte ja gar nicht, daß Sie wieder hier und verheiratet sind.“

„Ich war's; meine Frau ist seit einigen Jahren tot. Aber wie kommt es, daß Sie nach Erwerb ausschauen, Frau Siblay?“

„Nicht diesen Namen, bitte! Ich heiße Carrie Hagnau!“

„Wie? Sie haben nicht geheiratet?“

„Nein. Sie wissen, wir Mädchen ändern häufig im letzten Moment unsern Sinn. Meine Tante zürnte mir zeitlebens und enterbte mich. Ich las Ihre Anzeige und dachte, daß ich wohl ein kleines Mädchen lieb gewinnen könnte. Doch nun leben Sie wohl!“

„Und weshalb sollten Sie nicht mein mutterloses zartes Kindchen lieb gewinnen können? Retten Sie die Ärmste von den ungebildeten, gefühllosen Pflegerinnen. Sie tun ein gutes Werk und meine kleine Ella ist ein herziges Geschöpfchen.“

So blieb denn schließlich Carrie Hagnau als Gouvernante in Boyers palastähnlichem Hause und fand sich sehr bald reich belohnt, denn Klein-Ella, wirklich ein reizender sanfter Kobold

voll Herz und Gemüt, schloß sich ihr rasch in innigster Liebe an und war voll Dankbarkeit für die ihr bewiesene Güte.

Monate verfloßen in ungezwungenem, durch die sich gleich bleibende ritterliche Höflichkeit Frank Boyers zu einem höchst angenehm gewordenen Verkehre und Carrie hatte sich vollkommen in das in nobelster Weise geführte vornehme Hauswesen eingelebt. Eines Abends, als sie eben von ihrer regelmäßigen Ausfahrt heimgekehrt waren, kam die kleine Ella ganz verstört aus dem Wohnzimmer ihres Vaters zurück zu Carrie gelaufen:

„Oh, Tante, liebe Tante, Papa ist sehr krank — ganz rot — Fieber, sagt der Arzt; böses Fieber. Willst Du ihn nicht pflegen, wie damals mich? Du weißt —“

Es war ein heftiges Nervenfieber, das Frank plötzlich befallen hatte und an den Rand des Grabes brachte. Nur seine kräftige Konstitution und die aufopferungsvolle Pflege Carries retteten ihn. Wochenlang, mit unermüdlcher Sorgfalt sich ihm widmend, Tag und Nacht an seinem Leidensbette sitzend, folgte sie gespannten Atems seinen wirren, wilden Fieberphantasien und bot alles auf, um seine Schmerzen zu lindern, bis endlich, endlich die Rekonvaleszenz eintrat und der langsam Genesende die treue Pflegerin mit Dankbezeugungen überhäufte.

In einer traulichen Stunde der Nacht, als Klein-Ella längst zu Bette gebracht war und Carrie ihm vorgelesen hatte, richtete Frank ohne jede Einleitung plötzlich die Frage an sie:

„Carrie, weshalb sind Sie damals nicht Siblavs Frau geworden?“

Sie beugte sich erbläsend auf das Buch und erwiderte mit bebender Stimme:

„Sie haben kein Recht zu einer solchen Frage. Lassen Sie die Toten ruhen.“

„Nein, Carrie, das Recht habe ich nicht; aber um all der schweren Leiden dieser letzten sieben Jahre willen schulden Sie mir doch eine ehrliche Antwort. Wo — warum?“

„Weil — ich ihn nicht liebte —“

„Und weil Du mich liebtest, Carrie! Sag es doch endlich frei heraus.“

„Nun denn — ja! Weil ich um eine Minute zu spät erkannte, daß das Herz sich um des Goldes willen nicht unterdrücken läßt. Zu spät —“

„Sawohl: um eine Minute, welche uns beiden sieben Jahre kostete, zu spät! Aber nicht zu spät, um nicht noch das Glück fest zu halten — für jetzt und immerdar!“

(Nachdruck verboten.)
Rätsellecke.

Bilderrätsel.



Wortspiel.

An hat's die züchtige, holbe Maid,
Der eble Mann auch jederzeit.
Vor gibt man's gerne dem Vereint,
Auch bei Beamten kann es sein.
Um änderts manchmal manches Ding,
Wer viel es macht, der geht nicht flint.
Bei gib es Freunden in der Not
Und wo Gefahr dem Rechte droht.

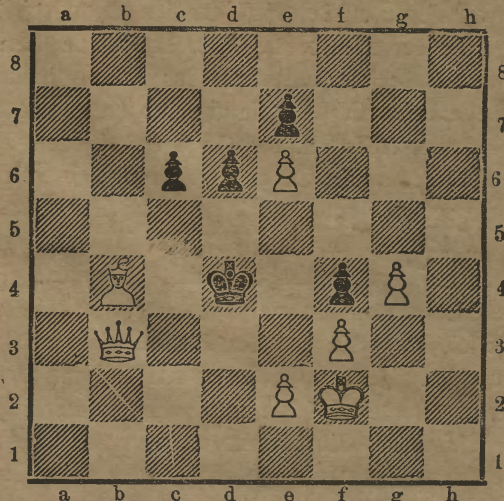
Ergänzungsrätsel.

.. gen
Na . . orn
W . . de
. if .
Kr . . e

Statt der Punkte sind Buchstaben zu setzen, so daß selbständige Wörter entstehen. Die ergänzten Buchstaben ergeben im Zusammenhang den Namen eines Staates, einer Hauptstadt und zugleich eines berühmten Staatsmannes und Feldherrn.

Schachaufgabe.

Von G. Pradignat in Saoujon.



Weiß.
Weiß zieht und setzt in 2 Zügen matt. (7+5)

Auflösung des Bilderrätsels.

Steter Tropfen höhlt den Stein.

Auflösung der Gleichung.

Dezember (a Modell, b Moll, c Schleiz, d Schlei, e Emma, f Berlin.)

Auflösung des Tauschrätsels.

Ober, Rosen, Tasse, Sessel, Keim, Reiter, Ahorn, Name, Kahn, Eier, Neige, Kette, Asche, Sitte, Sold, Enkel. Ortskrankenkasse.

Auflösung des Reimrätsels.

Rosen, kosen, Posen, Losen, Hosen. Dosen.

Auflösung des Kapselrätsels.

Erlangen, Dessau, Herlohn, Sagan, Oldenburg, Naumburg. — E d i s o n.

Auflösung der Skataufgabe.

Kartenverteilung.

B. a10, K, D, 9; b9; cA, 10, 8, 7; d10.
M. a8, 7; bK, D, 8; dA, D, 9, 8, 7.
S. a, b, c, dB, aA; b7, cK, D, 9; dK.
Stat: bA, 10.

Spiel:

1. B. cA, a7, c9 (+11). — 2. M. a8, aA, a10.
3. S. b7, b9, bK (+4). — 4. M. dA, dK, d10 (+25).

Der Spieler wirft den Rest seiner Karten den Gegnern hin und dreht schnell den Stat um, ob die durch den 3. Stich erweckte liebliche Ahnung sich erfüllt. Richtig: es liegen bA und 10 = 21 Augen; der Spieler hat mithin 61 und darf sich triumphierend ein a-Solo ohne Neun antreiben.

Nichtige Lösungen gingen ein von: Gertrud Kriewe, Frieda Blumenthal, Adolf Bukofzer, Toni Pieper, Rudolf Goede, Charlotte und Minna Kersten, Helene, Ernst und Arthur Nibel, Arthur Kirchhoff, Elisabeth und Oswald Martini, Helene Borowski, Kasimir Zacharkewitz, Otto Lomm, Erich Cohn, Dora Sonder, W. Koch, J. Faulhaber, August Schwantes, Bromberg.